

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 41 (1985)
Heft: 2

Rubrik: Redewendungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zu Paaren treiben

Gelegentlich gilt es umzulernen. Dabei sind nicht immer große Dinge im Spiel etwa wie damals, zu den Zeiten eines Kopernikus oder Galilei, als ein völlig neues Weltbild entstand; im Gegenteil, die meisten Neuerungen vollziehen sich im Bereich des forschenden Kleinkrams. Das ist mir wieder einmal so recht bewußt geworden, als ich mich auf Wunsch eines Lesers mit der zwar nicht besonders volkstümlichen, aber doch weitverbreiteten Redensart „zu Paaren treiben“ zu befassen hatte. Ihr Sinn dürfte klar sein: Sie ist die bildliche Umschreibung für: (Unbotmäßige) bändigen, zur Ruhe bringen, zum Gehorsam zwingen, unter Umständen in die Flucht schlagen, in die Enge treiben.

Wie mag die Wendung entstanden sein? Bisher hatte ich mich an die Erklärung in älteren Nachschlagewerken gehalten — sie leuchtete ja auch ein: „zu Paaren“ ist aus Barn oder Barren umgebildet und gehört in den Bereich der aus der Bauernwelt stammenden Bildersprache — wie Dutzende anderer: den Stier bei den Hörnern packen, den Esel am Schwanz aufzäumen, kurz angebunden sein, ein Durcheinander wie Kraut und Rüben usw. „Es gab früher ein Wort Baren (und in Büchern aus dem Elsaß und der Schweiz kann man es noch heute finden), d. h. Krippe, Raufe (in Pferde- und Kuhställen), an welche die Thiere angebunden werden. So bringt, führt, treibt man ein losgerissenes Pferd zum Baren, an die Krippe, bezwingt, bewältigt es. Buchstäblich: ein Pferd wiehert durch den leeren Baren. Übertragen: er wollte die (widerspenstigen) Bauern zum Baren bringen. Gott kann uns nicht zum Baren bringen denn durch das Kreuz (S. Franck). Altes Sprichwort: Wer ein Roß am Baren hat, braucht nicht zu Fuße zu gehen. (...) Luther schrieb noch Barn. Sonst heißt's auch wohl Barren (vgl. das Turngeräth). In neueren Zeiten häufig Paren und gewöhnlich Paaren. Freiligrath: „Der Orkan treibt Wald und Feld zu Paaren.“ — So lautet die Erklärung bei Hermann Schrader: „Der Bilderschmuck der deutschen Sprache“, 7. Auflage, Berlin 1912.

Doch wie angedeutet: Die neuere Sprachwissenschaft hat eine andere etymologische Brücke entdeckt. Demnach bezeichnet „barn“ nicht nur einen Barren, eine Futterkrippe, sondern auch ein „sackförmiges Fischnetz“. Dieser Begriff gehe auf ein lateinisches ‚pera‘ = Beutel zurück (was bei Lutz Röhrich, „Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten“, auch glaubwürdig belegt wird). „In solche Netze wurden die aufgestörten Fische mit Stangen hineingetrieben. Im 18. Jahrhundert, als das alte Wort nicht mehr lebendig war und die Wendung in ihrem ursprünglichen Sinn nicht mehr verstanden wurde, gestaltete man sie unter Anlehnung an Paar = Zweizahl um zu der Form ‚zu Paaren treiben‘.“

Ein weiterer Schritt: Der so entstandene Mehrzahlbegriff ließ sich mit der Zeit nur noch auf eine Vielheit anwenden. Doch noch Wieland konnte — mit einem Singular — schreiben: „Keine Schelten treiben ihn mehr zu Paaren“ (Trübners deutsches Wörterbuch 5/40).

Es ist natürlich denkbar, daß zwei verschiedene Vorgänge gleichzeitig oder nacheinander an der „Lebensgeschichte“ einer sprachlichen Wendung mit-schreiben. Ein Beispiel für eine solche etymologische Doppelspurigkeit liefern die Wörter Rüffel und rüffeln (Tadel, tadeln). Zunächst hat man wohl an die Riffel oder Räffel zu denken (auch Hechel genannt), durch die

der Flachs wie durch einen Kamm hindurchgetrieben wird (wurde); für diese Herleitung spricht die parallele und im ganzen deutschen Sprachgebiet belegte Redensart „jemanden durchhecheln“, das heißt ihn kritisieren, ihm am Zeug flicken usw.

Andererseits glaubt die moderne Wortforschung bei Rüffel und rüffeln an ein Werkzeug, auch es Riffel oder Räffel genannt, mit dem man faltenreiche Wäsche, zum Beispiel Halskrausen, glättete. Schließlich gab es noch eine schaufelähnliche Riffel, mit der Unkraut bekämpft wurde; es ließ sich damit sowohl im wirklichen wie dann auch im bildlichen Sinn eine Art von Hobelarbeit verrichten. Lessing stützt diese Etymologie, wenn er jemanden zu einem jungen Verwandten sagen läßt: „Willst du denn nie klug werden? Ich rüffle doch an dir und rüffle.“ Der lautliche Übergang von i zu ü: Riffel/Rüffel stellt im übrigen nichts Außergewöhnliches dar; man denke an das Nebeneinander von korrekten und volkstümlichen (meist veralteten) Wortformen wie Sprichwort/Sprüchwort, Hifthorn/Hüfthorn, Hilfe/Hülfe, Sintflut/Sündflut.

Hans Sommer

Wortgeschichte

Aus Namen werden Begriffe

Im Englischen wird immer wieder aus einem Namen, den heute niemand kennt, morgen ein Substantiv, ein Adjektiv, ein Verb. Lord Sandwich ist das berühmteste Beispiel. Aber auch das Lynchen stammt von einem Manne ab, dem Amerikaner Oberst Charles Lynch, der das Verfahren im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts im Bezirk Bedford im Staat Virginia einführte, und das Boykottieren von dem englischen Hauptmann James Boycott, der 1880 von der irischen Landliga in den Bann getan wurde.

Im Deutschen ist die Neubildung von Wörtern nach einem Namen seltener, weil wir aus dem Personennamen ein Adjektiv machen, etwa heinesche Ironie, mozartsche Melodik, oder „nach Adam Riese“ sagen. Einem kleinen Lübecker Buchdrucker namens Johann Balhorn (1530—1603) blieb es jedoch vorbehalten, Sprachgeschichte zu machen. Verballhornen, Verballhornung — jeder weiß, was damit gemeint ist: ein verzerrtes Wort, eine Verschlimmbesserung. Das zweite l wurde wohl hinzugefügt, weil Verballhornung sofort den Gedanken an „verbal“ auslöst. Balhorn soll die schlechte Eigenschaft gehabt haben, bei Neuauflagen Änderungen vorzunehmen, die er als Verbesserungen betrachtete, die aber eher als Verschlechterungen anzusehen waren und allgemein verurteilt wurden. (Mit derartigen Verballhornungen bekommen es manche Autoren auch heute noch zu tun, besonders bei Verfilmungen ihrer Werke.) Ganz böse Zungen behaupten sogar, Balhorn habe in einer Fibel dem üblichen Abbild des Hahnes ein paar Eier untergelegt. Fest steht nur, daß er die von ihm gedruckten Bücher verballhornt hat. Er muß ein sehr dickes Fell gehabt haben, denn er ließ sich durch alle Angriffe nicht anfechten, und vielleicht wäre er sogar betrübt gewesen, wenn er gewußt hätte, daß sein Name einmal verballhornt werden würde. Jedenfalls hat er sich bestimmt nicht träumen lassen, daß er als ein Unsterblicher ins Lexikon eingehen würde.

Ursula von Wiese